

Unser Vertrauen



DIÖZESANES PASTORALFORUM IM
ERZBISTUM BERLIN

AG - Leiter:
Dr. Susanna Schmidt

1. Wir vertrauen auf die freimachende Gegenwart Gottes in unserer Zeit 2
 2. Wir vertrauen auf die immer überraschend neue Gegenwart Gottes in unserer Lebensgeschichte 3
 3. Wir vertrauen auf die freimachende Gegenwart Gottes in der Kreativität jedes einzelnen Menschen 5
 4. Wir vertrauen auf die freimachende Gegenwart Gottes in der Gemeinschaft der Glaubenden 6
 5. Wir vertrauen auf die freimachende Gegenwart Gottes im pastoralen Handeln der Kirche 8
-

Unser Vertrauen auf die freimachende Gegenwart Gottes

1. Wir vertrauen auf die freimachende Gegenwart Gottes in unserer Zeit

Darum befassen sich im Rahmen des Diözesanen Pastoralforums so viele Gläubige des Erzbistums Berlin mit den großen und den vielen kleinen Herausforderungen an die Pastoral unserer Ortskirche. Unser Vertrauen auf die Gegenwart Gottes ist zugleich die maßgebliche Verpflichtung für eine zeitgemäße Pastoral. Eine zeitgemäße Pastoral will die Frohe Botschaft von der liebenden, heilenden und freimachenden Nähe Gottes mitten im Alltag unseres Lebens erfahrbar machen. Sie gilt der Sorge um die Verletzlichkeit und Versehrbarkeit von Menschen. Sie gilt der Sorge um das Gelingen eines menschenwürdigen Lebens aller. Sie gilt dem erfüllten und freudreichen Leben einer und eines Jeden. Die Frohe Botschaft von der freimachenden Gegenwart Gottes hat ein konkretes Gesicht, hat eine sichtbare Geschichte, hat authentische Zeuginnen und Zeugen. Und dieses konkrete Gesicht, diese sichtbare Geschichte, diese authentischen Zeuginnen und Zeugen sind wir selbst.

Die gesellschaftlichen Ereignisse des letzten Jahrzehnts haben die Situation vieler Menschen umgewälzt. Es gibt viele Gewinner, aber auch viele Verlierer der neuen Möglichkeiten von Freiheit und politischer Selbstbestimmung, der Globalisierung der Wirtschaft, der Herausforderung der Informationsgesellschaft, des engen Zusammenlebens unterschiedlicher Kulturen usw.. Licht und Schatten wechseln in nahezu jedem Leben, in jeder Lebensgemeinschaft, in jeder Gesellschaft. Glück, Gesundheit und Erfolg sind immer von Trennung, Zerrissenheit und Scheitern bedroht. Wir müssen der Welt ihre Sehnsucht nach Heilung, Befreiung und Erlösung nicht erst einreden. Es sind die Menschen selbst, ob hier oder anderswo, die ihre Sehnsucht nach Befreiung aus menschenunwürdigen Lebensverhältnissen, nach glückenden Gemeinschaften und nicht zuletzt ihre Sehnsucht nach einem sinnerfüllten Leben immer wieder neu zu Gehör bringen.

Auch das kirchliche Leben ist von Umwälzungen erfasst worden: Überalterung von Gemeinden, Zusammenprall höchst unterschiedlicher Lebenswelten innerhalb einer Gemeinde, fortschreitende Auflösung kirchlich gebundener Religiosität, Priestermangel, Tradierungskrise des Glaubens, Verdunstung religiösen Wissens, Brüchigwerden religiöser Lebensformen und vieles weitere mehr. Manche Veränderungen sind neu, andere haben sich in den letzten Jahren verstärkt. Beides, die Folgen der gesellschaftlichen Umbrüche wie die Umwälzungen innerhalb unserer Gemeinden, Gemeinschaften und Verbände, stellt uns vor neue Herausforderungen. Nicht wenige erleben diese neue Situation überwiegend als Belastung, ja als Bedrohung, andere als Bereicherung, ja als Chance für notwendige Veränderungen. Ob es uns behagt oder nicht, alle diese Herausforderungen gilt es nüchtern wahr- und anzunehmen. Entscheidend ist die Sehnsucht der Menschen nach Sinn und Erfüllung. Hier hat sich unser christlicher Glaube, also unser Vertrauen auf die befreiende Gegenwart Gottes zu bewähren und zu bewahrheiten.

2. Wir vertrauen auf die immer überraschend neue Gegenwart Gottes in unserer Lebensgeschichte

Dieses Vertrauen ist längst keine Selbstverständlichkeit mehr. Das hat verschiedene Gründe. Vor allem stößt sich dieses Vertrauen auf Gott am Selbst- und Weltverständnis eines modernen Menschen, der von den Errungenschaften der Wissenschaft und Technik verwöhnt und tief vom Denken des Machbaren und Planbaren geprägt ist. Wo die Entwicklung künstlicher Intelligenz, wo die Entschlüsselung und Neukombination des menschlichen Erbgutes nicht mehr fern sind, da wird – so scheint es – auch die Weltgeschichte durch den Menschen vollends planbar und beherrschbar. Auf einen Gott zu vertrauen, von dem es in der biblischen Tradition heißt, er erweise sich immer wieder überraschend neu gegenwärtig als Befreier und Retter Seines Volkes, mische sich also unberechenbar und auf vielfältige Weise immer neu in die Geschichte des Menschen ein, auf einen derartigen Gott zu vertrauen ist für viele abwegig und unvernünftig. Das moderne Machbarkeitsdenken hat verblüffungsfest gemacht.

Die Skepsis gegenüber einem geschichtlichen Gott liegt nahe. Und dennoch ist sie erstaunlich. Denn das schrankenlose Machbarkeitsdenken entpuppt sich selbst als gefährliche Illusion. Die Fortschritte der Medizin, der Technik und der Wissenschaften haben gewiss viel Leid und Elend aus unserem Gesichtskreis gebannt. Vieles ist tatsächlich machbar. Doch je mehr wir können, um so mehr werden uns die unüberwindbaren Grenzen unseres Tuns bewusst. Die Macht des wissenschaftlichen und technischen Könnens ist unauflösbar mit der Erfahrung auch der Ohnmacht, des Scheiterns und der bleibenden Unfertigkeit aller unserer menschlichen Anstrengungen verknüpft. Das moderne Machbarkeitsdenken kippt bei ausbleibendem Erfolg schnell um in Lähmung, in Gleichgültigkeit, in Schicksalsergebenheit. Darin liegt seine Widersprüchlichkeit.

In dieser widersprüchlichen Situation erinnern wir nach wie vor an die biblischen Erfahrungen mit einem Gott, der eine Geschichte mit den Menschen, mit jeder/m Einzelnen von uns haben will und hat. Wir erinnern an einen Gott, der der Menschheitsgeschichte überraschende Wendungen zu geben vermag; der die Geschichte jeder/s Einzelnen von uns offen hält für freimachende Entwicklungen und neue erfüllte Lebensmöglichkeiten. Einzigartig nahe gekommen ist uns der eingreifende Gott in Jesus Christus. Jesu Wirken schenkt umfassende Heilung: Seine Berührungen heilen hoffnungslos Kranke. Seine Mahlgemeinschaften mit Zöllner und Sündern befreien aus strenger Isolation und definitiver Verurteilung durch die Gesellschaft. Seine Reden und Gleichnisse weiten heilsam die verengten Denkgewohnheiten seiner Zuhörer. Jesu Eintreten für die Gestrauchelten entreißt den Wohlstandigen den Schleier ihrer Scheinheiligkeit. Seine unverblühte Offenheit gegenüber den Pharisäern entlarvt viele ihrer Lebenslügen. Seine „Gesetzesbrüche“ um der Heilung von Kranken willen befreit von der Hartherzigkeit bloß äußerlicher Gesetzestreue. Jesu Menschenliebe bewirkt wahre Wunder: „Blinde sehen wieder, und Lahme gehen; Aussätziges werden rein, und Taube hören; Tote stehen auf, und den Armen wird das Evangelium verkündet, (Mt 11, 5f).

Die freimachende Geschichte Gottes mit uns allen entlässt den Menschen keineswegs in die Untätigkeit. Im Gegenteil: Gott mutet uns einiges zu – nicht nur das gläubige Staunen über das scheinbar unglaubliche Wirken

seines Sohnes, sondern auch anspruchsvolle Aufbrüche. Das bezeugt eindrucksvoll die Befreiungsgeschichte des Volkes Israel aus dem Sklavenhaus Ägyptens. Endlich wird die Sehnsucht Israels nach einem beglückenden Leben in einem Land gestillt, in dem „Milch und Honig fließen,“. Die Geschichte des Exodus verschweigt aber nicht die Mühen und Eigenverantwortung des Gottesvolkes auf dem Weg ins Gelobte Land. Sie verschweigt nicht, dass der Exodus auch verbunden war mit schmerzlichen Verlufterfahrungen – etwa der sicheren Fleischtöpfe Ägyptens. Sie verschweigt nicht, dass der Exodus ein Aufbruch war in eine ungewisse Zukunft; eine Zukunft, die letztlich für das Volk Gottes bis heute anhält und immer wieder neu gestaltet werden muss.

Manche unserer Erfahrungen als Ortskirche Berlins sind dieser Exodus-Erfahrung nicht unähnlich. Natürlich ergeben sich für die Gläubigen im ehemaligen Ostteil des Bistums durch den Fall der Mauer ganz neue Möglichkeiten, ihren Glauben frei von staatlicher Bevormundung und Benachteiligung zu praktizieren. Zugleich aber schwinden die Bindungen in den Gemeinden, verflüchtigen sich vertraute und heimatstiftende Erfahrungen des Gemeindelebens. Natürlich eröffnet die neue Rolle Berlins als Hauptstadt Deutschlands ganz neue Möglichkeiten, sich nachdrücklich in die menschenwürdige Gestaltung von Politik und Gesellschaft einzumischen. Aber sie nötigt alle Gemeinden, auch die des ehemaligen Westteils, aus ihrer Geborgenheit und vermeintlichen Sicherheit herauszutreten und sich der öffentlichen Diskussion zu stellen. Jeder Einsatz erfolgt mit ungewissem Ausgang. Denn wir sind und bleiben Teil jenes durch die Zeiten pilgerndes Gottesvolk, dem erst am Ende der Zeit – und eben nicht schon vorher – „paradiesische Zustände“ verheißen sind.

Unser Vertrauen auf die heilende Gegenwart Gottes fällt nicht immer leicht. Es sind vor allem das unsägliche Leid, die vernichtenden Schicksalsschläge, die grausamen Verletzungen, die unzählig vielen Menschen immer neu widerfahren; schockierende Erfahrungen, die uns und viele andere an der rettenden und heilenden Gegenwart Gottes zweifeln lassen. Wir können letztlich nicht die Frage beantworten, warum der gütige und machtvolle Gott der Bibel solch Elend und Leid zulassen kann. Diese Frage muss offen bleiben. Wir können sie nur wieder und wieder an Gott selbst richten. Diese Offenheit bedrängt und beunruhigt. Das Beunruhigende aber verhindert, dass wir die Klagen über das erlittene Leid und Unrecht überhören oder achtlos zur Seite schieben. Es fordert uns statt dessen heraus, Unrecht und verweigerter Solidarität in prophetischer Tradition deutlich anzusprechen und unser Menschenmöglichstes zu tun, das Leid und Unrecht in dieser Welt zu mindern.

Jeder Themenkreis des Diözesanen Pastoralforums könnte eine ganze Reihe von Beispielen nennen, wo der Reiz des Aufbruchs unserer Kirche von diesen „gemischten Gefühlen,“ der Exodus-Erfahrung begleitet wird. Aber wir vertrauen darauf, dass unsere Zuversicht und Hoffnung über unsere Ängste und Zweifel die Oberhand behalten. Das ermutigt uns, diese Ängste und Zweifel nicht zu verdrängen, sondern ernst zu nehmen und wenn möglich abzubauen – im Vertrauen auf die immer überraschend neue Gegenwart Gottes, die unser Zaudern überwinden hilft.

3. Wir vertrauen auf die freimachende Gegenwart Gottes in der Kreativität jedes einzelnen Menschen

Seit dem Schöpfungsmorgen steht fest: Gott will durch unsere Köpfe, Herzen und Hände in dieser Welt wirken. Die Schöpfungserzählung nennt den Menschen nicht ohne Grund das „Ebenbild Gottes“. Gott will als sein geschöpfliches Gegenüber einen Menschen, der aus Verantwortung vor seinem Schöpfer Gottes gute Schöpfung behütet und entwickelt; einen Menschen, der aus Verantwortung vor seiner besonderen Stellung seinem Leben ein unverwechselbares, einzigartiges Gesicht gibt. Gott will die individuelle Freiheit jeder/s Einzelnen von uns. Jeder Einzelne soll Subjekt seiner absolut einmaligen Lebensgeschichte werden. So entspricht der Mensch als Mann und Frau immer wieder neu seiner Würde als Ebenbild Gottes. Alles pastorale Handeln der Kirche hat das Ziel, diese Berufung des Menschen zu unterstützen.

Unsere moderne Gesellschaft hat zurecht ein hohes Gespür für die Freiheit und Autonomie des Menschen. Es ist die Freiheit des Selberdenkens. Es die Freiheit des Selbstentscheidens über die eigenen Lebenspläne. Es ist die Freiheit der Selbstbindung an einen Partner oder an eine Gemeinschaft. Und es ist nicht zuletzt die Freiheit der Selbstbeschränkung. Unsere moderne Gesellschaft kann aber auch nicht die Zwiespältigkeiten vergessen machen, die die Geschichte all dieser menschlichen Freiheiten von Beginn an begleitet. Freiheit birgt immer die Gefahr, sich selbst absolut zu setzen. Die Folgen kennen wir: Verletzungen und Behinderung der Würde anderer, Misslingen von Lebensplänen, Egoismus, Ungerechtigkeit, Leid, Tod zwischenmenschlicher Beziehungen usw. Verabsolutierte Freiheit bleibt immer etwas Entscheidendes schuldig: den Respekt vor der Würde jedes einzelnen Menschen. Auch wenn wir ihre konkreten Ursachen immer weniger überblicken können, auch wenn wir sie gerne verdrängen: Schuldverstrickungen gehören zu unserer persönlichen wie gemeinschaftlichen Geschichte.

Unsere Schuldverstrickungen können wenigstens da und dort überwunden werden durch die Erfahrung von Vergebung und Versöhnung. Vergebung vergisst nicht das vergangene Leid und Unrecht. Sie verzichtet aber auf Vergeltung. Vergebung entlastet. Sie ermöglicht Neuanfänge auf allen Seiten. Wie befreiend solche Erfahrungen von Vergebung und Verzeihen auf alle Beteiligten wirken können, offenbart uns die Praxis Jesu Christi: die Mahlgemeinschaft mit den Zöllnern und Sündern (Mt 9, 11ff) oder seine Güte gegenüber der Ehebrecherin (Joh 8, 3 – 11). Es ging ihm nicht um Verdrängung von Schuld, wohl aber um die Überwindung jener eingefleischten Aus- und Abgrenzungen, die aus nie endenden Schuldvorwürfen resultieren und immer wieder neu Unrecht und Unbeweglichkeit hervorrufen.

Das Schicksal Jesu, sein gewaltsamer Tod am Kreuz, lehrt uns: Solche freimachende Versöhnungs- und Vergebungspraxis ist gefährlich. Sie stellt die Lebensgewohnheiten und die Identität ganzer Gesellschaften in Frage. Und sie ist gefährlich auch für uns, denn die Nachfolge Jesu, in die wir gerufen sind, ist Nachfolge des Gekreuzigten, die im Einsatz für ein menschenwürdiges Antlitz dieser Welt auch Vergebung und Verzicht wie Widerstand und Protest fordern, subjektives Scheitern oder sogar nackte Todesbedrohung bedeuten kann.

Wir vertrauen auf die Gegenwart Gottes in der Wandlung des Menschen in und durch Jesus Christus. Im Leben und Schicksal Jesu von Nazareth erfahren wir auch die unüberbietbare Vergebung von Seiten Gottes, die unser Leben radikal wandelt. So unbegreiflich es für unsere menschliche Logik sein mag: Jesu Tod und Auferweckung offenbaren Gottes bedingungsloses Ja selbst zu solchen Menschen, die – wie z.B. die mächtigen Sadduzäer und Hohenpriester, aber auch die Kleinmütigen – der Praxis des Gottessohnes aus Selbstsucht oder Angst vehement widersprechen und Jesus dem Tod am Kreuz aushändigen. Gott ist gewillt, selbst die eigentlich unüberbietbare Schuld von Menschen doch noch durch seine Vergebung zu überbieten und jeder und jedem seine bedingungslose Liebe und Annahme zu gewähren – vor aller Leistung, trotz aller Schuld.

Leben und Geschick Jesu Christi, sein Wirken, sein Tod und seine Auferweckung von den Toten, haben erhebliche Folgen für unser Leben. Jesu Sendung ist letztlich nicht gescheitert. Wir können aus der Hoffnung leben, dass wir in den Gefährdungen und Anfeindungen unserer eigenen Lebensgeschichte wie der Gottessohn gehalten sind in der Solidarität unseres Gottes, die selbst durch den Tod hindurch trägt. Wir können aus der Hoffnung leben, dass unser Scheitern und unsere Schuld vergeben werden. Diese Hoffnung macht uns frei. Es ist die Freiheit, auf die Stärken unseres eigenen Lebens zu setzen, ohne vor unseren Schwächen verza-gen zu müssen. Es ist die Freiheit, anderen die Schuld zu vergeben und Neuanfänge zu ermöglichen, weil man die eigene Schuld vor Gott hat eingestehen können und dafür Vergebung erfahren hat. Es ist die Freiheit, unsere Verstrickungen in die geschichtliche Schuld unseres Landes wie unserer Kirche zu bekennen und um Vergebung zu bitten. Dies ist besonders mit Blick auf das letzte Jahrhundert unserer dringlichster Wunsch. Es ist die Freiheit, in Krisen und Konflikten gegen die Macht der Gewalt und der Bevormundung auf die Macht der Gewaltlosigkeit und des Gesprächs zu setzen. Es ist die Freiheit, im Geist Jesu die eingewöhnten Rituale von Rechthaberei und Ausgrenzung zu unterbrechen und beglückende Gemeinschaften zwischen Menschen neu erleben zu können. Es ist die Freiheit, sich trotz drohender Anfeindungen kompromisslos für die Armen und Entrechteten einzusetzen und gesellschaftliche Strukturen dort zu verändern, wo sie unfrei machen. Das ist gewandelte Lebenspraxis aus der Kraft Jesu Christi. Das ist pastorales Handeln von Christen, das die Welt verändern kann.

4. Wir vertrauen auf die freimachende Gegenwart Gottes in der Gemeinschaft der Glaubenden

Unsere kirchlichen Gemeinden und Gemeinschaften sind heute besonderen Belastungen ausgesetzt. Auch sie haben die Folgen eines tiefgreifenden sozialen Wandels erfasst. Unsere moderne Gesellschaft setzt eine Mobilität der Menschen frei, die die traditionellen Bindungen an Familien, an vorfindliche Gemeinden und Gemeinschaften, aber auch an überlieferte Weltanschauungen und Lebensweisen auflöst. Die gewachsenen Nachbarschaften in der Stadt ändern sich stetig und nachhaltig. Die ländlichen Gemeinden, die von der Erwerbslosigkeit besonders betroffen sind, verlieren jüngere Gemeindeglieder durch Wegzug. Immer mehr Menschen müssen sich ihre Lebensbeziehungen in Familien, in Nachbarschaften und in Gemeinschaften selbst neu arrangieren. Immer mehr Menschen müssen sich ihre Lebensorientierung aus dem reichhaltigen Angebot an Welt-

anschauungen und Lebensphilosophien selbst zusammenstellen. Die moderne Gesellschaft ermöglicht eine Vielzahl von Lebensformen und Lebensweisen. Diese Pluralität kann bereichern. Sie kann aber auch überfordern.

Wie in einem Brennglas lassen sich diese Entwicklungen in unseren Ortsgemeinden oder in den kirchlichen Gemeinschaften und Verbänden beobachten. Die Individualisierung von Lebensläufen bedeutet wie die Pluralität von Lebensformen nicht automatisch einen dauernden Verlust von Bindungen. Wir wissen, dass auch und gerade in der individualisierten Gesellschaft enge Bindungen gesucht, gefunden und eingegangen werden. Allerdings müssen die traditionellen Gemeinschaften auf die vielfältigen Suchbewegungen des modernen Menschen erheblich flexibler reagieren. Dazu gehört, sich der Vielfalt des Lebens nicht zu verschließen. Dazu gehört auch, sich der Vielfalt der eigenen Gemeinschaft neu bewusst zu werden und sie wertzuschätzen.

Die Gemeinschaft der Glaubenden war nie eine einheitliche Gruppierung. Vor Ort nicht, als Weltkirche schon gar nicht. Sie war und ist in allen Bereichen und in allen Ländern erfüllt mit den unterschiedlichen Erfahrungen und Visionen, Gaben und Eigenheiten. Die Vielfalt des Lebens war immer ein Markenzeichen unserer Weltkirche. Die Einheit der Kirche bestand und besteht in der Eindeutigkeit ihrer Sendung, nicht in der Einheitlichkeit ihrer Mitglieder. Das ist nicht verwunderlich. Schon die Jüngerschar Jesu bestand aus höchst unterschiedlichen, ja manchmal sogar sehr gegensätzlichen Anhängern, aus staatstragenden Zöllnern wie revoltierenden Zeloten, aus Gerechten wie Sündern. Trotz ihrer Verschiedenheit einte sie die Faszination seiner Botschaft. Jesus von Nazareth respektierte die Verschiedenheiten und versöhnte sie in ihrer manches Mal verletzenden Gegensätzlichkeit. Das ermutigt uns, die Verschiedenheiten in unserer Kirche nicht nur auszuhalten. Die Kirche Berlins versammelt eine Vielzahl unterschiedlicher Kulturen, Regionen und Nationen. Jesu Vorbild ermutigt uns, die Andersheit der anderen zu respektieren, sie als Bereicherung zu erleben und gewähren zu lassen. Das gilt innerhalb unserer kirchlichen Gemeinden und Gemeinschaften. Das gilt in der Begegnung mit anderen christlichen Konfessionen. Das gilt im Dialog mit anderen Religionen. Wo dies gelingt, ist es ein ansteckendes Modell für den respektvollen Umgang mit den so unterschiedlichen Menschen und Kulturen in einer pluralen Gesellschaft insgesamt.

Die Pluralität unserer modernen Gesellschaft erfordert das geschärfte Profil jeder Gemeinschaft. Das kommt dem Selbstverständnis unserer Kirche entgegen, ja wir erkennen darin die Chance einer Erneuerung und die Konzentration auf ihre ursprünglichen Aufgaben. Die Kirche Jesu Christi ist kein zufälliger und beliebiger Zusammenschluss. Die Gemeinschaft der Glaubenden ist für die Erfahrung der freimachenden Gegenwart Gottes unverzichtbar. Die Kirche verkündet und erzählt die biblischen Geschichten Gottes mit den Menschen. Sie hält die Erinnerung an Jesus Christus wach, verkündet das Freimachende seiner Worte und Taten, gibt durch Predigt und Katechese seine Botschaft weiter an die nachwachsenden Generationen. In der Gemeinschaft der Glaubenden können wir in liturgisch-feierlicher Form die Nähe Gottes erfahren und lobpreisen. Gottesdienste sind ganz besondere Stationen der Gottesbegegnung. In ihnen erfahren wir Wirklichkeiten der heilenden Gegenwart Gottes, die sich nicht

einfach in Worte fassen lassen. Manchmal können nur feierliche Symbole den tiefen Sinn unseres Glaubens offenbaren: gebrochenes Brot und geteilter Wein als reale Gegenwart Jesu Christi, der sich buchstäblich bis zum Letzten, mit Leib und Blut, für unser Leben zum Einsatz gibt. Die Feier der Eucharistie wandelt unser Leben. Darin ist sie Sakrament, Zeichen und Werkzeug also für die wandelnde Kraft Gottes an uns Menschen. Ihre Bedeutung wird deshalb nur deutlich, wenn wir als Kirche auch im Alltag der Welt das Brot und den Wein teilen: wenn wir von der Hoffnung, die in uns lebt, Rechenschaft ablegen; wenn wir alle lebensnotwendigen Güter mit den Bedürftigen und Hungrigen teilen.

Es ist uns bewusst: Die Sprache dieser drei ursprünglichsten Aufgaben der Kirche wird oftmals nur bruchstückhaft verstanden. Die Sprache des karitativen Zeugnisses ist noch am verständlichsten, wenigstens außerhalb der Kirche. Schwerer tun sich die Sprache der Predigt, der Katechese oder auch der Liturgie. Auch diese Situation ist für das Christentum nicht neu. Schon die Apostel mussten immer neu eine Sprache finden, die ihre Zuhörer/innen verstanden. Freilich, unser Bemühen gilt einer Sprache, die verstanden wird, nicht aber Worten, die nur gefällig sind. Unser Glaube besitzt auch ungewohnte, ja unbequeme Wahrheiten. Sie dürfen durch keine ohrengängige Rhetorik weggeschliffen werden, die den Gott Jesu Christi nur zur Bestätigung eigener Wünsche heranzieht, seine Verheißungen auf ein pragmatisches Maß zurückstutzt oder die bleibende Provokation des Kreuzes verschweigt.

5. Wir vertrauen auf die freimachende Gegenwart Gottes im pastoralen Handeln der Kirche

Die Orte und Formen der Pastoral, mit der die Kirche die liebende Nähe Gottes in den Alltag der Welt hinein mitteilen will, sind so vielfältig wie die Situationen der Menschen, in denen sie Beistand, Begleitung, Ermutigung und Zuspruch erhoffen. Es entspricht schon der biblischen Erfahrung, dass Menschen diese Sehnsucht nach Veränderung, nach Befreiung, nach Erlösung gerade in den Grenzsituationen des Lebens, in Krisen und Konflikten, bei Trennung, Ausgrenzung, Gefangenschaft, Einsamkeit, Krankheit, Sterben und Tod verspüren. Das sind sicherlich vordringliche Orte der kirchlichen Pastoral. Gleichwohl umfasst sie alle Orte des Lebens, wo unser Menschsein gelingen will: Familie, Erziehung und Bildung, Berufsleben, Freizeitwelt usw. Vielfältig sind deshalb auch die einzelnen pastoralen Dienste, die unsere Kirche im Laufe der Zeit ausgebildet hat; vielfältig auch die Träger pastoralen Handelns: Hauptamtliche und Ehrenamtliche, Laien und Priester, Einzelpersonen und Verbände, lockere Vereinigungen und feste Institutionen. Das Amt des Bischofs ist Garant für die Einheit und Eindeutigkeit all dieser verschiedenen pastoralen Dienste unserer Kirche.

Das pastorale Handeln der Kirche richtet sich nach innen, an die Gläubigen, und nach außen, an die Welt insgesamt. Das entspricht dem Grunddienst der Kirche. Sie ist nicht die exklusive Kirche für Katholikinnen und Katholiken, sondern Kirche der Getauften für alle Menschen. Deshalb öffnen wir die Türen unserer Kirchen, wenn Menschen einen Raum der Stille, der Meditation oder des Gebetes suchen, wenn Menschen Schutz, Obdach oder gar Asyl begehren. Deshalb öffnen wir unsere Gemeinden und Gemeinschaften, wenn Menschen auf der Suche nach Sinn oder einer erfüllten Gemeinschaft sind. Deshalb bemühen wir uns um eine aufsu-

chende Pastoral: „Geht hinaus“. heißt die Aufforderung Jesu, und nicht: „Bleibt sitzen, und wartet bis einer kommt!“ Deshalb sind die ersten Orte der Verkündigung weniger Kanzel und Katheder, sondern jene Hecken und Zäune, an denen die Menschen zum Gespräch verweilen. Deshalb setzt sich die Kirche auch für bestimmte Gesellschaftsgruppen ein und scheut nicht das Ringen um Veränderungen sozialer, politischer oder auch ökonomischer Strukturen, wenn nur so das Gelingen eines menschenwürdigen Lebens gewährleistet werden kann.

Mit den Beratungen des Diözesanen Pastoralforums wollen wir die Herausforderungen unserer Zeit annehmen. Die Ergebnisse der vierzehn Arbeitsgruppen dokumentieren das Bemühen, die verschiedensten Bereiche unserer Ortskirche einer Prüfung zu unterziehen und Neuorientierungen vorzuschlagen. Erst im Lichte genauer Prüfung kann auch das Altbewährte sein Gewicht für die Zukunft der Pastoral zur Geltung bringen. Vielleicht wirft das Diözesane Pastoralforum sogar mehr Fragen auf, als es selbst zu beantworten vermag. Das wäre durchaus ehrlich. Denn wir sind Angefragte wie Fragende zugleich. Aber die Konsultationen und Beratungen haben wenigstens Wege angezeigt, auf denen wir Antworten vermuten oder sogar schon gesichtet haben.

Die Frohe Botschaft Gottes will im pastoralen Tun unserer Kirche aufleuchten. Wir dürfen hoffen, dass unsere eigenen Fehler und Unfertigkeiten das Licht der freimachenden Gegenwart Gottes in dieser Welt niemals vollends verdunkeln können. Diese Hoffnung nimmt unseren pastoralen Bemühungen nicht ihren großen Ernst. Sie nimmt ihnen aber jene ängstliche Verbissenheit, die sich schnell einstellt, wenn wir uns auf uns selbst verlassen müssten. Deshalb stellen wir uns der Unsicherheit und dem Wagnis, die mit jedem Aufbruch auch verbunden sind – im Vertrauen auf die freimachende Gegenwart Gottes auch und gerade in unserer Zeit!
